

Buch

Jonathan und Bobby sind Freunde seit ihrer Kindheit in Cleveland. Nach dem Ende ihrer Schulzeit zieht Jonathan nach New York. Und es dauert nicht lange, bis Bobby ihm folgt. Sie lernen die exzentrische Clare kennen und gründen eine Wohngemeinschaft. Clare fühlt sich zu beiden Männern hingezogen. Als sie ein Kind von Bobby erwartet, ziehen die drei gemeinsam aufs Land. Hier hoffen sie, eine ganz neue Art von Familie gründen zu können – das Kind soll in einer liebevollen Ménage à trois aufwachsen, zwanzig Jahre nach und fünf Meilen von Woodstock entfernt.

Autor

Michael Cunningham wurde 1952 in Cincinnati, Ohio, geboren und wuchs in Pasadena, Kalifornien, auf. Er lebt heute in New York City und unterrichtet Creative Writing an der Columbia University. Sein Roman »Die Stunden« ist vielfach preisgekrönt, u. a. mit dem Pulitzerpreis und dem PEN/Faulkner-Award, und wurde in 22 Sprachen übersetzt. Die überaus erfolgreiche Verfilmung in Starbesetzung wurde mit mehreren Oscars ausgezeichnet.

Michael Cunningham

Ein Zuhause am Ende der Welt

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Werner Waldhoff*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»A Home at the End of the World« bei Farrar Straus Giroux,
New York.

Der btb-Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2004

Copyright © 2003 by Michael Cunningham

Copyright © der deutschen Übersetzung by Oesch Verlag
(SV-Programm, Zürich)

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Pandora/Warner Bros.

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

EM · Herstellung: Augustin Wiesbeck

eISBN 978-3-641-16236-8

www.btb-verlag.de

FÜR KEN CORBETT

Teil I

Bobby

Irgendwann einmal kaufte mein Vater ein Kabriolett. Frag mich nicht, warum. Ich war fünf. Er kaufte es und fuhr damit so selbstverständlich zu Hause vor, als hätte er eine Gallone Schnaps mitgebracht. Stell dir das Gesicht meiner Mutter vor. Die Türgriffe hielt sie mit Gummibändern zusammen. Sie wusch alte Plastiktüten und hängte sie zum Trocknen an die Leine, eine Reihe in der Sonne sich blähender Quallen. Stell dir vor, wie sie den Käsegestank aus einer Plastiktüte schrubbt, die gerade ihre dritte oder vierte Runde macht, und unser Vater fährt in einem Chevy-Kabrio vor, gebraucht, aber was soll's – eine fahrende Landschaft aus Metall, Chromstoßstangen und riesigen, silbernen, geschwungenen Flächen, die wie das Fleisch des Autos aussehen. Er sah den Wagen unten in der City mit einem Verkaufsschild und entschied, daß er der Typ Mann sei, der ein Auto einfach so aus einer Laune heraus kauft. Wie er näher kommt, sehen wir, daß die überschwengliche Freude bereits von ihm weicht. Der Wagen ist ihm jetzt schon eine Last. Er biegt in die Einfahrt mit einem gefrorenen Lächeln, das sich nahtlos dem Kühlergitter des Chevs anpaßt.

Natürlich muß der Wagen wieder weg. Meine Mutter setzt keinen Fuß in ihn. Mein älterer Bruder Carlton und ich werden auf eine Spazierfahrt mitgenommen. Carlton überschlägt sich vor Begeisterung. Ich bin skeptisch. Wenn unser Vater schon einen Wagen an einer Straßenecke kauft – wozu ist er dann noch fähig? Wer hat ihn dazu gebracht?

Er fährt mit uns hinaus aufs Land. Stände am Straßenrand sind überladen mit Äpfeln. Kürbisse werfen ihr Licht auf den Rasen der Farmhäuser. Carlton stellt sich in wilder Erregung auf den Vordersitz und muß wieder runtergezerrt werden. Ich helfe dabei. Unser Vater packt Carltons perlenbesetzten Cowboygürtel an der einen Seite, und ich packe ihn an der anderen. Das gefällt mir. Während ich helfe, Carlton herunterzuziehen, komme ich mir nützlich vor.

Wir fahren an einer großen Farm vorbei. Die Nebengebäude sind in einem Meer sich wiegenden Weizens verankert; in dem dunstigen Licht des späten Nachmittags glänzen die weißen Verschalungen wie geschmolzen. Wir bleiben alle drei schweigsam, sogar Carlton. Der Ort wirkt irgendwie vertraut. Kühe grasen. Herbstbäume werfen ihre langen Schatten. Ich sage mir, daß wir Farmer sind und trotzdem irgendwie reich genug, um ein Kabrio zu fahren. Die Welt prunkt mit ihren Möglichkeiten. Wenn ich nachts in einem Auto fahre, glaube ich, daß der Mond mir folgt.

»Wir sind zu Hause!« rufe ich, als wir an der Farm vorüberfahren. Ich habe keine Ahnung, was ich sage. Wind und Geschwindigkeit zusammen wirken sich so auf mein Gehirn aus. Doch weder Carlton noch mein Vater stellen mir irgendeine Frage. Wir fahren durch ein lebendiges Schweigen. In diesem Augenblick bin ich mir sicher, daß wir den gleichen Traum träumen. Ich blicke hoch und sehe, daß der Mond, weiß und tief eingelagert in einen dunklen, blauen Himmel, uns tatsächlich folgt. Es dauert nicht lange, bis Carlton wieder steht und gegen das Rauschen der Luft anschreit. Und mein Vater und ich ziehen ihn wieder in die Sicherheit und Geborgenheit dieses großen Wagens zurück.

Jonathan

Wir versammelten uns in der Abenddämmerung auf dem dunkler werdenden Rasen. Ich war fünf. In der Luft lag der Duft von frisch geschnittenem Gras. Mein Vater trug mich auf seinen Schultern. Ich war sowohl Pilot als auch Gefangener seiner gewaltigen Gestalt. Meine nackten Beine scheuerten am Sandpapier seiner Wangen; ich hielt mich an seinen Ohren fest, großen, weichen Muscheln, von Haaren bekränzt.

In der Dämmerung sahen der rote Lippenstift und die Fingernägel meiner Mutter fast schwarz aus. Sie war schwanger, man konnte die erste Rundung gerade erkennen, und die Menge machte ihr Platz. Wir schlugen unser kleines Lager in der zweiten Reihe in Form von zwei Klappstühlen auf. Unmengen von Menschen hatte die Feier mobilisiert. Rauch von den tragbaren Bratrosten würzte die Luft. Ich machte es mir auf dem Schoß meines Vaters bequem und bekam einen Schluck Bier. Meine Mutter saß da und fächelte sich mit der Sonntagsbeilage der Zeitung zu. Über uns summten Moskitos.

An diesem vierten Juli hatte die Stadt Cleveland zwei berühmte mexikanische Brüder engagiert, die das Feuerwerk über dem städtischen Golfplatz abbrennen sollten. Diese Brüder veranstalteten zu staatlichen und religiösen Anlässen Shows in der ganzen Welt. Sie stammten aus dem tiefsten Mexiko, wo Brote in Form von Schädeln oder Jungfrauen gebacken wurden und wo man ein Feuerwerk für die höchste künstlerische Ausdrucksform eines Menschen ansah.

Die Show begann, noch bevor sich der erste Stern zeigte. Sie fing recht unspektakulär an. Die Brüder hielten ihr Publikum hin, begannen mit den einfachen Sachen: Standarddoubltte und Dreifachreigen, Spiralraketen, bunte Sprühregen, die gelbgraue Orchideen aus farbigem Rauch an den Himmel malten. Ganz gewöhnliches Zeug. Nach einer Pause machten sie dann ernst. Eine Rakete schoß steil empor, in ihrem Nachstrom einen leuchtenden Silberfaden ziehend; am höchsten Punkt ihrer Flugbahn erblühte sie purpurn, ein flammendes, fünfzackiges Maiglöckchen, wobei jedes Blumenblatt zu einer eigenen Blüte explodierte. Die Menge war begeistert. Mein Vater umfaßte mit seiner riesigen, braunen Hand meinen Bauch und fragte mich, ob mir das Feuerwerk gefiel. Ich nickte. Unter seiner Kehle drängte sich ein dichtes Büschel dunkelblonden Haares durch den Kragen seines Madrashemdes.

Weitere Maiglöckchen explodierten, rot, gelb und mauve mit zitternden, silbernen Stengeln. Dann kamen Schlangen, die orangenes Feuer spien, ein Dutzend gleichzeitig; sie schossen in großen, schwankenden Kurven aufeinander zu, verflochten sich und teilten sich wieder, die ganze Zeit über wild zischend. Ihnen folgten gewaltige, lautlose Schneeflocken, Kristallkörper aus reinstem Weiß, und dann kam eine Konstellation in der Form der Freiheitsstatue, mit blauen Augen und rubinroten Lippen. Tausende hielten den Atem an und applaudierten. Ich erinnere mich an die Kehle meines Vaters, gesprenkelt mit getrocknetem Blut, die stoppelige Haut lose über einem knotigen Mechanismus, der Bier schluckte. Wenn ich bei einem gelegentlichen Knall oder der farbigen Glut, die direkt auf unsere Köpfe zu stürzen schien, ängstlich aufstöhnte, versicherte er mir, daß ich nichts zu fürchten hätte. In meinem Bauch und meinen Beinen konnte ich das Grollen seiner Stimme hören. Seine sehnigen Arme, geteilt von einer einzigen Ader, hielten mich fest.

Ich möchte über die Schönheit meines Vaters reden. Ich weiß, das ist nicht gerade das übliche Thema für einen Mann – wenn wir über unsere Väter reden, dann geht es meist um mutige Taten oder gigantische Wutanfälle, vielleicht sogar um Zärtlichkeit. Doch ich möchte über die reine, unverfälschte Schönheit meines Vaters sprechen: die mächtige Symmetrie seiner hellen Arme mit ihren geschmeidigen Muskeln, die aus sahen, als wären sie aus Asche geformt worden; die leichte, beherrschte Grazie seines Ganges. Er war ein kompakter Mann, dessen Körper Würde ausstrahlte, ein Kinobesitzer mit dunklen Augen, der auf stille Weise die Filme liebte. Meine Mutter litt an Kopfschmerzen und neigte gelegentlich zu Ironie, doch mein Vater war stets fröhlich, stets irgendwohin unterwegs, stets gewiß, daß sich alles zum Besten wenden würde.

Wenn mein Vater arbeitete, waren meine Mutter und ich allein zu Hause. Sie erfand Spiele, die wir im Haus spielen konnten, oder beschäftigte mich mit Kuchenbacken. Sie ging ungern aus, vor allem im Winter, weil sie in der Kälte Kopfschmerzen bekam. Sie war ein Mädchen aus New Orleans, von zierlichem Körperbau und mit präzisen Bewegungen. Sie hatte jung geheiratet. Manchmal brachte sie mich dazu, mich mit ihr gemeinsam ans Fenster zu setzen, auf die Straße hinauszuschauen und auf den Moment zu warten, in dem sich die gefrorene Landschaft vielleicht in etwas ganz Gewöhnliches verwandeln würde, dem sie so gelassen vertrauen konnte, wie es die soliden Ohio-Mütter taten, die riesige, mit Lebensmitteln, Babys und Verwandtschaft beladene Autos durch die Gegend steuerten.

»Jonathan«, flüsterte sie, »he, Boy-o! Worüber denkst du nach?«

Das war eine ihrer Lieblingsfragen. »Ich weiß nicht«, sagte ich.

»Erzähl mir irgendwas«, sagte sie. »Erzähl mir eine Geschichte.«

Mir war klar, daß ich irgend etwas sagen mußte. »Diese Jungen da gehen mit ihrem Schlitten zum Fluß«, erzählte ich ihr, als zwei ältere Jungs mit karierten Mützen aus unserer Nachbarschaft – Jungs, die ich bewunderte und fürchtete – an unserem Haus vorbeikamen, einen ramponierten Schlitten im Schlepptau. »Sie fahren damit auf dem Eis, aber sie müssen wegen der Löcher vorsichtig sein. Ein kleiner Junge ist hineingefallen und ertrunken.«

Es war keine großartige Geschichte, aber es war das Beste, was mir so aus dem Stegreif einfiel.

»Woher weißt du das?« fragte sie.

Ich zuckte mit den Schultern. Meiner Meinung nach hatte ich die Geschichte erfunden. Manchmal war es schwierig, zwischen dem, was passiert war, und dem, was hätte passieren können, zu unterscheiden.

»Macht dir diese Geschichte Angst?« fragte sie.

»Nein«, erklärte ich. Ich stellte mir vor, wie ich über eine weite Eisfläche schlidderte, geschickt den zackigen Löchern ausweichend, in die andere Jungen mit traurigem Klatschen stürzten.

»Hier bist du sicher«, sagte sie, mir über das Haar streichend. »Mach dir nur keine Sorgen. Hier sind wir beide absolut sicher.«

Ich nickte, obwohl ich die Unsicherheit aus ihrer Stimme heraushören konnte. Ihr Gesicht mit der schweren Kinnlinie und der kleinen Nase fing das rauhe Winterlicht ein, das von der eisigen Straße abprallte und in unserem Haus von Raum zu Raum schoß, das Silberbesteck im Glasschrank streifend und die kleine Prismenlampe zum Leben erweckend.

»Wie wär's mit einer *komischen* Geschichte?« sagte sie. »Wahrscheinlich könnten wir gerade jetzt eine brauchen.«

»Okay«, sagte ich, obwohl ich keine komischen Geschichten kannte. Humor war für mich ein Buch mit sieben Siegeln – ich konnte nur das erzählen, was ich sah. Draußen vor unserem Fenster tauchte Miss Heidegger auf, die alte Frau von

nebenan, bekleidet mit einem Mantel, der aus Mäusefellen gemacht zu sein schien. Sie hob ein Zeitungsblatt auf, das in ihren Hof geweht worden war, und humpelte wieder hinein. Von den Bemerkungen meiner Eltern her wußte ich, daß Miss Heidegger komisch war. Sie war komisch in ihrem Beharren auf einem absolut makellosen Grundstück und in ihrer Meinung über die Kommunisten, die die Schulen, die Telefongesellschaft und die lutheranische Kirche beherrschten. Mein Vater pflegte mit trillernder Stimme zu sagen: »Diese Kommunisten haben uns schon wieder eine Stromrechnung geschickt. Denkt an meine Worte; sie versuchen uns aus unseren Häusern zu werfen.« Wenn er so was sagte, lachte meine Mutter stets, selbst zu den Zeiten, in denen die Rechnungen bezahlt werden mußten und die Furcht am deutlichsten um ihren Mund und ihre Augen eingegraben war.

An diesem Tag versuchte ich, am Fenster sitzend, Miss Heidegger selbst zu parodieren. Mit hoher, zitternder Stimme, die sich nicht stark von meiner echten Stimme unterschied, sagte ich: »Oh, diese schlimmen Kommunisten haben mir diese Zeitung direkt in den Hof geblasen.« Ich erhob mich und humpelte steifbeinig in die Mitte des Wohnzimmers, wo ich ein Exemplar von *Time* vom Kaffeetisch nahm und es über meinem Kopf schwenkte.

»Ihr Kommunisten!« krächzte ich. »Verschwindet jetzt! Hört auf, uns aus unseren Häusern zu vertreiben!«

Meine Mutter lachte entzückt. »Du bist boshaft«, sagte sie.

Ich ging zu ihr, und sie kraulte mir liebevoll den Kopf. Das Licht von der Straße erhellte die Gazevorhänge und füllte die dunkelblaue Konfektschale auf dem Beistelltisch. Wir befanden uns in Sicherheit.

Mein Vater arbeitete den ganzen Tag. Er kam zum Abendessen heim und ging danach wieder zurück ins Kino. Ich weiß bis heute nicht, was er all die Stunden tat – soweit ich das beurteilen kann, verlangt ein kleines, nicht gerade gutgehendes

Kino kaum die Anwesenheit des Besitzers von morgens bis spät abends. Mein Vater arbeitete jedoch all diese vielen Stunden, und weder meine Mutter noch ich stellten das in Frage. Er verdiente Geld und unterhielt das Haus, das uns vor den Wintern in Cleveland schützte. Mehr brauchten wir nicht zu wissen.

Wenn mein Vater zum Abendessen heimkam, hing ein frostiger Geruch an seinem Mantel. Er wirkte so groß und uner-schütterlich wie ein Baum. Wenn er seinen Mantel auszog, stellten sich die feinen Härchen auf seinen Unterarmen in der weichen, warmen Luft des Hauses wie elektrisch geladen auf.

Meine Mutter servierte das Essen, das sie gekocht hatte. Mein Vater tätschelte ihren Bauch, der mittlerweile so rund und solide wie ein Basketball war.

»Drillinge«, sagte er. »Wir werden ein größeres Haus brauchen. Auf lange Sicht kommen wir mit zwei Schlafzimmern nicht aus.«

»Machen wir uns erst mal Gedanken über die Ölrechnung«, sagte sie.

»Noch ein Jahr«, sagte er. »In einem Jahr sind wir in der Lage, uns ein paar Immobilien anzuschauen.«

Mein Vater redete oft von einer Änderung unserer Lage. Wenn wir uns in einer bestimmten Weise verhielten, würden die Dinge schon den richtigen Verlauf nehmen. Wir mußten darauf achten, wie wir uns gaben und was wir dachten.

»Wir werden sehen«, sagte meine Mutter ruhig.

Er erhob sich vom Tisch und rubbelte ihre Schultern. Seine Hände bedeckten sie vollständig. Mit Daumen und Mittelfinger hätte er fast ihren Hals umfassen können.

»Konzentriere dich auf das Kind«, sagte er. »Sorg dafür, daß du gesund bleibst. Ich kümmere mich um den Rest.«

Meine Mutter fügte sich seinen Zärtlichkeiten, genoß sie aber nicht. Ich konnte es an ihrem Gesicht sehen. War mein Vater zu Hause, so zeigte sie den gleichen vorsichtigen Ausdruck, den man bei ihr beobachten konnte, wenn wir die Stra-

ße betrachteten. Seine Gegenwart machte sie nervös, als hätte sich ein Teil der Außenwelt Zutritt ins Haus verschafft.

Mein Vater wartete darauf, daß sie sprechen, daß sie unser Familienleben in der kontinuierlichen Konversation weitertragen würde. Sie saß schweigend am Tisch, die Schultern angespannt.

»Nun, ich schätze, es ist Zeit für mich, wieder an die Arbeit zu gehen«, sagte er schließlich. »Bis dann, Kollege. Paß auf das Haus auf.«

»Okay«, sagte ich. Er klopfte mir auf den Rücken und gab mir einen rauhen Kuß auf die Wange. Meine Mutter stand auf und begann den Abwasch zu machen. Ich blieb sitzen und beobachtete, wie mein Vater seine muskulösen Arme im Mantel versteckte und in die Außenwelt zurückkehrte.

An diesem Abend schlich ich mich, nachdem ich zu Bett gebracht worden war und während meine Mutter unten Fernsehen schaute, in ihr Zimmer und probierte ihren Lippenstift an meinen Lippen aus. Selbst in der Dunkelheit erkannte ich, daß ich damit nicht verführerisch, sondern eher wie ein Clown aussah. Nichtsdestoweniger veränderte es mein Erscheinungsbild. Mit ihrem Rouge malte ich mir rote Flecken auf die Wangen und schmierte schwarze Striche über meine eigenen, blaß-blonden Augenbrauen.

Auf Zehenspitzen schlich ich ins Badezimmer. Von unten trieben Gelächter und Musik die Treppe hoch. Ich stellte den Hocker an die Stelle, wo sich mein Vater morgens rasierte, und kletterte hinauf, so daß ich mich im Spiegel sehen konnte. Die Lippen, die ich gemalt hatte, waren riesig und formlos, die scharlachroten Rougeflecke saßen schief. Ich war nicht schön, glaubte aber die Anlage zur Schönheit in mir zu haben. Ich mußte vorsichtig sein, wie ich mich gab, was ich dachte. An das quietschende Scharnier denkend, öffnete ich langsam das Arzneischränkchen und holte die gestreifte Dose Barbasol meines Vaters heraus. Ich wußte genau, was ich zu tun hatte: die Dose mit einem ungeduldigen Schnappen des Handge-

lenks schütteln, einen Berg Schaum auf meine linke Handfläche spraysen und ihn achtlos und verschwenderisch über Backen und Hals schmieren. Make-up aufzulegen erforderte die Präzision und Entschlossenheit, die man benötigt, um eine Bombe zu entschärfen; Rasieren war ein hastiger, ungenauer Akt, der scharlachrote, stecknadelgroße Blutströpfchen produzierte und im Ausguß kleine Haarborsten – so tot wie Schlangenhaut – zurückließ.

Nachdem ich mein Gesicht eingeschäumt hatte, betrachtete ich mich lange im Spiegel und begutachtete den Effekt. Meine schwarzen Augen glitzerten wie diejenigen einer Spinne über dem üppigen, weißen Schaum. Ich wirkte weder damenhaft noch männlich. Ich war etwas völlig anderes. Es gab so viele verschiedene Möglichkeiten, eine Schönheit zu sein.

Meine Mutter wurde immer runder. Bei einer Einkaufstour wollte ich eine rosa Vinylpuppe mit dünnen, magentaroten Lippen und Kobaltaugen haben, die sich mit dem unmißverständlichen Klicken von Miniaturfensterläden schlossen, wenn man sie hinlegte. Ich bekam die Puppe auch. Vermutlich haben meine Eltern das Thema diskutiert. Ich nehme an, sie entschieden, die Puppe würde mir helfen, mit dem Gefühl des Ausgeschlossenenseins fertig zu werden. Meine Mutter brachte mir bei, wie ich sie zu wickeln und im Küchenausguß zu baden hatte. Selbst mein Vater zeigte Interesse am Wohlergehen der Puppe. »Wie geht's dem Baby?« erkundigte er sich eines Abends kurz vor dem Essen, als ich die Puppe aus ihrem Bad hob.

»Okay«, sagte ich. Wasser tröpfelte aus den Gelenken. Das schwefelfarbene Haar, das aus den in den Skalp gebohrten Löchern sproß, hatte den Geruch eines nassen Pullovers angenommen.

»Braves Baby«, sagte mein Vater und tätschelte den festen Gummihals mit einem Finger. Ich war begeistert. Er liebte das Baby.

»Ja«, sagte ich und hüllte das leblose Ding in ein dickes, weißes Handtuch.

Mein Vater hockte sich nieder, stieß eine Brise Essensduft aus. »Jonathan?« sagte er.

»Ja?«

»Du weißt doch, daß Jungen für gewöhnlich nicht mit Puppen spielen, nicht wahr?«

»Schon. Ja.«

»Das ist dein Baby«, sagte er, »und hier zu Hause ist das auch ganz in Ordnung. Aber wenn du es den anderen Jungs zeigst, dann verstehen die das vielleicht nicht. Also spielst du besser nur hier mit ihr. Okay?«

»Okay.«

»Gut.« Er tätschelte meinen Arm. »Okay? Du spielst nur zu Hause mit ihr, ja?«

»Okay«, erwiderte ich. Wie ich da so klein vor ihm stand, die gewickelte Puppe im Arm, empfand ich die erste wahre Demütigung meines Lebens. Ich erkannte eine tiefgreifende Unzulänglichkeit in mir selbst, etwas Lächerliches. Natürlich wußte ich, daß es sich bei dem Baby lediglich um ein Spielzeug handelte und noch dazu um ein äußerst zweifelhaftes. Ein falsches Spielzeug. Wie hatte ich mich dazu verleiten lassen, etwas anderes zu glauben?

»Alles in Ordnung mit dir?« fragte er.

»Mhm.«

»Gut. Hör zu, ich muß los. Paß auf das Haus auf.«

»Papi?«

»Ja?«

»Mami will kein Baby haben«, sagte ich.

»Aber sicher will sie das.«

»Nein. Sie hat es mir erzählt.«

»Jonathan, mein Lieber, Mami und Papi sind beide sehr glücklich über das Baby. Bist du nicht auch glücklich?«

»Mami haßt es, das Baby zu bekommen«, sagte ich. »Sie hat es mir erzählt. Sie sagte, du willst es haben, aber sie nicht.«

Ich blickte in sein riesiges Gesicht und erkannte, daß ich einen Treffer erzielt hatte. Seine Augen wurden heller, und das Delta der Äderchen an Nase und Wangen trat als scharfes, rötliches Relief auf seiner blassen Haut hervor.

»Es stimmt nicht, Kollege«, sagte er. »Mami sagt manchmal Sachen, die sie gar nicht meint. Glaub mir, sie ist über das Baby genauso glücklich wie du und ich.«

Ich antwortete nicht.

»He, ich komme zu spät«, sagte er. »Vertrau mir. Du wirst bald eine kleine Schwester oder einen kleinen Bruder haben, und wir werden alle verrückt nach dem Baby sein. Du wirst der große Bruder sein. Eine großartige Sache.«

Nach einem Moment fügte er hinzu: »Kümmere dich um alles, während ich weg bin, okay?« Er strich mir mit seinem spatelförmigen Daumen über die Wange und ging los.

In dieser Nacht weckten mich die Geräusche eines im Flüsterton gehaltenen Streites, der hinter der Tür des Schlafzimmers am Ende des Ganges ausgetragen wurde. Ihre Stimmen zischten. Ich lag da und wartete – worauf? Bald schlief ich wieder ein und weiß bis heute nicht, ob ich die Geräusche des Streites nur geträumt habe. Es ist immer noch schwierig zu unterscheiden, was passiert ist und was hätte passieren können.

Als für meine Mutter an einem Abend im Dezember die Zeit gekommen war, blieb ich in Obhut von Miss Heidegger, der Nachbarin, zurück. Sie war eine milchäugige, mißtrauische alte Seele, deren Haar vor lauter Sorgen zu ein paar spärlichen grauen Büscheln verkommen war, durch die man die rosige Wölbung ihres Schädels sehen konnte.

Ich sah zu, wie meine Eltern zusammen fortfuhren. Miss Heidegger stand hinter mir, sanft nach welchem Rosenparfüm duftend. Als der Wagen unseren Blicken entschwunden war, erklärte ich ihr: »Mami wird das Baby nicht wirklich bekommen.«

»Nein?« sagte sie freundlich. Sie hatte keine Ahnung, wie man mit Kindern umgehen mußte, wenn sie so merkwürdige Sachen von sich geben.

»Sie will es nicht«, sagte ich.

»Oh, komm, du wirst das Baby furchtbar liebhaben«, sagte Miss Heidegger. »Warte nur ab. Wenn Mami und Papi es mit nach Hause bringen, dann wirst du schon sehen. Es wird das süßeste kleine Ding sein, das du dir nur vorstellen kannst.«

»Sie mag es nicht, ein Baby zu bekommen«, sagte ich. »Wir wollen es nicht.«

Der armen Miss Heidegger schossen die letzten Reste ihres Blutes ins Gesicht, und mit einem lauten Rascheln eilte sie in die Küche, um nach dem Abendessen zu sehen. Sie kochte irgendeine fade, labbrige Mahlzeit, die mir in meiner kindlichen Begeisterung für breiartige Sachen ungemein gut schmeckte.

Nach Mitternacht rief mein Vater vom Krankenhaus aus an. Miss Heidegger und ich griffen gleichzeitig nach dem Telefon. Sie nahm den Hörer ab und stand aufrecht in ihrem blauen Bademantel da und nickte mit ihrem Schrumpfkopf. An ihren Augen erkannte ich, daß etwas nicht stimmte; sie wurden klein und glitzerten wie Flußeis, kurz bevor es schmilzt.

Das Baby wurde mir beschrieben als ein Kuchen, den man zu zeitig aus dem Ofen genommen hatte. Erst als Erwachsener konnte ich mir die wahre Geschichte von der verwickelten Nabelschnur und dem zerfetzten Fleisch zusammenreimen. Meine Mutter war fast eine Minute lang tot gewesen und hatte dann wunderbarerweise wieder ins Leben zurückgefunden. Der größte Teil ihrer Bauchhöhle mußte ausgeschabt werden. Das Baby, ein Mädchen, hatte lange genug gelebt, um einen kläglichen Schrei zur fluoreszierenden Decke des Kreißsaales hochzusenden.

Ich denke, mein Vater war nicht in der Verfassung, mit mir zu sprechen. Er überließ das Miss Heidegger, die den Telefonhörer auflegte und mit einem Ausdruck entsetzter Verwirrung vor mir stand; mit einem solchen Ausdruck, stelle ich mir vor,

sieht man dem Tod höchstpersönlich entgegen. Ich wußte, daß etwas Fürchterliches geschehen war.

Im Flüsterton sagte sie: »Oh, diese armen, armen Leute. Oh, du armer kleiner Junge.«

Obwohl ich nicht genau wußte, was geschehen war, bekam ich doch mit, daß Anlaß für Kummer und Trauer bestand. Ich gab mir Mühe, mich untröstlich zu fühlen; in Wirklichkeit aber freute ich mich mehr über die Chance, mich in einer schlimmen Situation richtig verhalten zu können.

»Nun, mach dir keine Sorgen, mein Lieber«, sagte Miss Heidegger. In ihrer Stimme schwang echtes Entsetzen mit, ein feuchter, gurgelnder Unterton. Ich versuchte, sie zu einem Stuhl zu führen, und stellte zu meiner Überraschung fest, daß sie mir gehorchte. Ich rannte in die Küche und holte ihr ein Glas Wasser, das man, so glaubte ich, anbot, wenn sich jemand im Zustand emotionaler Erregung befand.

»Keine Sorge, ich bleibe bei dir«, sagte sie, als ich ein Tablett für das Glas holte und es am Tischende abstellte. Sie versuchte, mich auf ihren Schoß zu ziehen, aber ich hatte nicht die Absicht, das zuzulassen. Ich blieb vor ihr stehen. Sie streichelte meinen Kopf, und ich tätschelte die dünnen, komplizierten Knöchelchen ihres mit Flanell bedeckten Knies.

Sie sagte hilflos, fast fragend: »Oh, sie war so gesund. Sie sah aus, als würde es ihr bestens gehen.«

Kühner geworden, nahm ich eine ihrer zerbrechlichen, gepuderten, alten Hände in meine.

»Oh, du armes Ding«, sagte sie. »Sorg dich nur nicht, ich bin ja bei dir.«

Ich blieb weiter vor ihr stehen und hielt die Knochen ihrer Hand. Sie lächelte mir zu. Lag da eine Andeutung von Vergnügen in ihrem Lächeln? Wahrscheinlich nicht; vermutlich bildete ich es mir nur ein. So blieben wir eine Weile stehen, mit gesenktem Kopf, aber standhaft und auf eine vage Art zufrieden, wie ein Paar alte Jungfern, die es gelernt haben, Trost zu finden in dem unendlichen Kummer und Elend dieser Welt.

Meine Mutter kam nach über einer Woche wieder nach Hause, zurückhaltend und ziemlich scheu. Sowohl sie als auch mein Vater blickten sich im Haus um, als wäre es neu für sie, als hätte man ihnen irgend etwas Großartiges versprochen. Während der Abwesenheit meiner Mutter hatte Miss Heidegger ihre eigenen Gerüche etabliert, die sich aus wäßrigem Rosenparfüm und unvertrauten Kochkünsten zusammensetzten. Sie drückte meinen Eltern die Hände und zog sich hastig und diskret zurück. Genausogut hätte ihr jemand heimlich anvertraut haben können, daß das Haus jeden Moment in Flammen aufgehen würde.

Kaum war sie weg, da knieten meine Mutter und mein Vater nieder und umarmten mich. Sie begruben mich fast unter sich mit ihrem Fleisch und ihren vertrauten Gerüchen.

Mein Vater weinte. Nie zuvor hatte er in meiner Gegenwart auch nur eine einzige Träne vergossen, und nun weinte er hemmungslos, große Schluchzer, die sich in seiner Kehle mit dem erstickten Laut eines zusammengepreßten Schlauches verfangen. Probeweise legte ich eine Hand auf seinen Unterarm. Er streifte sie nicht ab und wies mich auch nicht zurecht. Seine blassen Haare ringelten sich zwischen meinen Fingern.

»Ist schon gut«, flüsterte ich, obwohl ich glaube, daß er mich bei seinem Geschluchze nicht hörte. »Ist schon gut«, wiederholte ich laut. Er schien keinen merklichen Trost aus meinen Worten zu ziehen.

Ich schaute meine Mutter an. Sie weinte nicht. Aus ihrem Gesicht war nicht nur jegliche Farbe, sondern auch jeglicher Ausdruck gewichen. Sie hätte ein leerer Körper sein können, der dumpf darauf wartete, von einer menschlichen Seele zum Leben erweckt zu werden. Doch als sie meinen Blick spürte, schaffte sie es, mich auf schlafwandlerische Art an ihre Brust zu ziehen. Ihre Umarmung kam für mich überraschend, und meine Hand rutschte vom Unterarm meines Vaters ab. Als meine Mutter mein Gesicht in die Falten ihres Mantels preßte, verlor ich jeden Kontakt zu meinem Vater. Ich spürte, wie ich

in die Tiefen des Mantels meiner Mutter gezogen wurde, der sich über meine Nase und meine Ohren legte. Die Klagetöne meines Vaters klangen nun gedämpft und fern, als ich immer tiefer in der Kleidung meiner Mutter untertauchte, durch die oberen, kalten Schichten zu dem duftenden, vertraut riechenden Kern. Ich leistete einen Moment lang Widerstand, versuchte, mich zu meinem Vater zurückzukämpfen, doch sie war zu stark. Ich verschwand. Ich verließ meinen Vater und ergab mich dem gefräßigeren Kummer meiner Mutter.

Danach widerstrebte es ihr mehr denn je, das Haus zu verlassen. Morgens holte sie mich manchmal in ihr Bett, und wir blieben da, lasen oder schauten fern bis in den Nachmittag hinein. Wir machten Spiele, erzählten uns Geschichten. Ich glaubte zu wissen, was wir während dieser langen häuslichen Tage zusammen taten. Wir probten für eine Zeit, in der mein Vater nicht mehr bei uns sein würde – wenn wir beide auf uns allein gestellt sein würden.

Um meine Mutter zum Lachen zu bringen, imitierte ich andere Leute. Allerdings verspürte ich keine Lust mehr, Miss Heidegger nachzuahmen. Ich imitierte meine Mutter, daß sie manchmal lauthals auflachte. Ich legte ihre Halstücher an, setzte ihre Hüte auf und redete in meiner eigenen Version ihres New-Orleans-Dialektes, einer Mischung aus Südstaaten und Bronx. »Was denkst du gerade?« fragte ich gedehnt. »Schatz, erzähl mir eine Geschichte.«

Sie lachte, bis ihr die Tränen in die Augen traten. »Herzchen«, pflegte sie zu sagen, »du bist ein Naturtalent. Was hältst du davon, daß wir dich auf die Bühne bringen? Dann kannst du deine Mama im Alter unterstützen?«

Wenn wir schließlich aufstanden, zog sie sich eilig an und machte sich ans Kochen und Aufräumen.

Mein Vater massierte ihre Schultern nicht mehr, wenn er abends heimkam. Er drückte ihr keine übertriebenen, schmatzenden Küsse mehr auf Stirn oder Nasenspitze. Es war nicht mehr möglich. Ein Kraftfeld hatte sich um sie herum aufge-

baut, durchsichtig und solide wie Glas. Ich konnte sehen, wie es entstand, wenn er heimkehrte und die wuchernden, üppi- gen Gerüche der Außenwelt in den Falten seines Mantels mit- brachte. War das Feld aufgebaut, dann sah meine Mutter kein bißchen anders aus – ihr Gesicht wirkte klug und leicht fie- brig, ihre Bewegungen waren so exakt wie die eines Chirur- gen, wenn sie das perfekte Abendessen servierte, das sie ge- kocht hatte – doch es war nun unmöglich geworden, sie zu be- rühren. Sowohl mein Vater als auch ich wußten es, mit einer inneren Gewißheit, die aufgrund ihrer Unerklärlichkeit nur um so realer war. Meine Mutter verfügte über gewisse Kräfte. Wir aßen unser Abendbrot (ihre Kochkünste wurden immer besser und erreichten ein respektables Niveau), unterhielten uns über allgemeine Themen, und mein Vater küßte die Luft in unserer Nähe, während er sich zur Rückkehr in die Außen- welt bereit machte.

Im späten Frühjahr erwachte ich eines Nachts wegen eines heftigen Streits. Meine Eltern waren unten. Selbst im Zorn dämpften sie ihre Stimmen, so daß nur gelegentlich ein Wort oder ein Satz bis in mein Zimmer hochdrang. Die Wirkung war so, als würden sich zwei Personen in einem Sack an- schreien. Ich hörte meinen Vater sagen: »Bestrafung« und meine Mutter fast eine Minute später antworten: »Was *du* willst ... etwas ... Selbstsüchtiges.«

Ich lag in der Dunkelheit und lauschte. Kurz darauf hörte ich Schritte – die meines Vaters –, die die Treppe hochkamen. Ich dachte, er würde in mein Zimmer kommen, und täuschte tiefen, engelhaften Schlaf vor, den Kopf mitten auf dem Kis- sen und die Lippen leicht geöffnet. Doch mein Vater schaute nicht zu mir herein. Statt dessen ging er in das Zimmer, das er mit meiner Mutter teilte. Ich hörte ihn eintreten und dann nichts mehr.

Minuten vergingen. Meine Mutter folgte ihm nicht. Im Haus blieb alles still; es füllte sich mit einem eisigen, winterli-

chen Schweigen trotz der an den Fensterrahmen raschelnden Blätter. Ich lag in meinem Bett, einerseits auf der Hut, andererseits im Ungewissen, was von mir erwartet wurde und was in einer solchen Nacht erlaubt war. Ich dachte, vielleicht sollte ich einfach weiterschlafen, aber das gelang mir nicht.

Schließlich stand ich auf und ging den Flur entlang zum Zimmer meiner Eltern. Die Tür stand einen Spalt offen. Licht von der Nachttischlampe – ein von einem Pergamentschirm gefärbtes, rötlichgoldenes Licht – hellte das Halbdunkel des Flures auf. Ich konnte hören, daß meine Mutter in der Küche Pekannüsse knackte, eine Reihe scharfer, musikalischer Laute.

Mein Vater lag quer über dem Doppelbett in einer Haltung subtiler, fast spröder Hingabe. Sein Gesicht war der Wand zugekehrt, an der ein in Blau und Grün gehaltenes Bild im Silberrahmen hing, das eine Pariser Straßenszene ohne Menschen zeigte. Einer seiner Arme ragte über den Rand der Matratze; die großen Finger baumelten herab. Sein Brustkorb hob und senkte sich im gleichmäßigen Rhythmus des Schlafes.

Ich blieb eine Weile im Türrahmen stehen und dachte über meine Situation nach. Ich hatte erwartet, daß er mich hören würde, daß er aufschauen und sich sorgen würde, daß ich gestört worden war. Als er seine Haltung auf dem Bett nicht veränderte, trat ich leise in das Zimmer. Es war an der Zeit, etwas zu sagen, aber mir fiel nichts ein, was ich hätte sagen können. Ich hatte angenommen, allein durch meine Gegenwart würde irgend etwas geschehen. Ich blickte mich in dem Raum um. Da standen die beiden Spiegelkommoden; auf einem Perlmutterblech befanden sich die Make-up-Utensilien und die Parfüms meiner Mutter. In dem Spiegel mit Eichenrahmen konnte ich die geblümete Tapete der gegenüberliegenden Wand sehen. Mit leeren Händen schlich ich zum Bett und berührte vorsichtig den Ellenbogen meines Vaters.

Er hob den Kopf und sah mich an, als würde er mich nicht erkennen, als hätten wir uns vor langer Zeit einmal getroffen und er könne sich nun nicht mehr an meinen Namen erinnern.

Beim Anblick seines Gesichtes blieb mir das Herz fast stehen. Einen Moment lang hatte es den Anschein, als hätte er uns nun doch bereits verlassen. Das, was den Vater in ihm ausgemacht hatte, war verschwunden, und nun sah ich nur noch einen Mann vor mir, so groß wie ein Auto, aber so leer und skrupellos wie ein Kind, das zu allem fähig ist. Ich stand in meinem gelben Schlafanzug im plötzlichen, harten Glanz seiner Fremdheit und lächelte scheu.

Dann riß er sich zusammen. Sein Gesicht belebte sich wieder, und er legte eine sanfte Hand auf meine Schulter. »He«, flüsterte er, »wieso bist du auf?«

Ich zuckte mit den Schultern. Selbst heute als Erwachsener kann ich mich an keine Situation erinnern, in der ich nicht eine Pause eingelegt und nachgedacht hätte, bevor ich die Wahrheit sagte.

Er hätte mich aufheben und zu sich ins Bett nehmen können. Diese Geste hätte uns vielleicht beide gerettet, zumindest für den Moment. Ich sehnte mich danach. Ich hätte alles, was ich mir in meinen habgierigsten Phantasien an Besitz vorstellen konnte, dafür gegeben, daß er mich zu sich ins Bett gezogen und festgehalten hätte, so wie er mich gehalten hatte, als der Himmel über unseren Köpfen an jenem vierten Juli explodierte. Doch der Gedanke, daß er beim Streiten ertappt worden war, schien ihn zu beunruhigen. Jetzt war er ein Mann, der sein Kind geweckt hatte, weil er seine Frau angeschrien und sich dann wie ein Teenager mit Liebeskummer aufs Bett geworfen hatte. Das würde er immer bleiben, was immer er auch sonst noch tat.

»Geh wieder schlafen«, sagte er schroffer, als er vielleicht beabsichtigt hatte. Ich glaube, er hoffte immer noch, die ganze Sache ungeschehen machen zu können. Wenn er nur überzeugend genug handelte, dann konnten wir in der Zeit zurückspringen und meinen Schlaf wiederherstellen. Morgens würde ich erwachen und lediglich eine vage Erinnerung an ein paar Träume haben.

Ich weigerte mich. Ich war mit nicht mehr und nicht weniger zufrieden, als ihm Trost spenden zu dürfen. Mein Vater befahl mir, zurück ins Bett zu gehen, und ich wurde störrisch und mürrisch. Ich stand kurz vor den Tränen, was seine Geduld nur noch mehr strapazierte. Ich wollte, daß er meine Gegenwart brauchte. Ich benötigte die Gewißheit, daß ich durch Freundlichkeit und Hartnäckigkeit in dem langen Kampf um seine Liebe gesiegt hatte.

»Jonathan«, sagte er. »Jonathan, komm schon.«

Ich ließ mich in mein Zimmer zurückführen. Mir blieb keine andere Wahl. Er nahm mich hoch, und zum erstenmal genoß ich weder seine Berührung noch seinen würzigen Geruch. In diesem Augenblick verstand ich die Zurückhaltung meiner Mutter, ihr Gefühl des Abstands und der Entfernung. Ich besaß mittlerweile einige Übung darin, sie zu imitieren, und nun konnte ich ganz plötzlich nichts anderes mehr tun. Wenn mein Vater meine müden Schultern rieb, verkrampfte ich mich; wenn er aus Schnee und Kälte hereingestampft kam, dann dachte ich nervös daran, daß mein Spinatsoufflé zusammenfallen könnte.

Er legte mich recht sanft ins Bett. Er zog die Decke über mich und sagte, ich solle die Augen schließen. Er benahm sich nicht übel. Trotzdem schlüpfte ich in einem Wutanfall aus dem Bett und rannte quer durch das Zimmer zu meiner Spielzeugtruhe. Unbekannte Gefühle summten in meinen Ohren und machten mich schwindlig. »Jonathan«, sagte mein Vater scharf. Er griff nach mir, aber ich war zu schnell für ihn. Ich wühlte mich bis zum Boden der Truhe vor, wußte genau, wohin ich greifen mußte. Ich zerrte die Puppe an ihrem glatten Gummibein heraus und preßte sie gegen meine Brust.

Er zögerte, halb über mein kleines Bett gebeugt. Auf dem Brett am Kopfende tanzte ein Papphase begeistert über eine Wiese mit vierblättrigen, rosafarbenen Blumen.

»Sie gehört mir«, sagte ich mit fast hysterischer Hartnäckigkeit. Der Boden des Schlafzimmers schien unter meinen Fü-

ßen zu schwanken, und ich klammerte mich an die Puppe, als könnte sie allein mir helfen, das Gleichgewicht zu bewahren.

Mein Vater schüttelte den Kopf. Meiner Erinnerung nach ließ ihn jetzt zum ersten und einzigen Mal seine Güte im Stich. Er hatte so viel gewollt, und die Welt begann zu schrumpfen. Seine Frau wies ihn zurück, sein Geschäft blieb ohne Erfolg, und sein einziger Sohn – es würde keine weiteren Söhne mehr geben – liebte Puppen und stille Spiele im Haus.

»Jesus Christus, Jonathan!« bellte er, »Jesus Christus! Was zum Teufel ist los mit dir? Was?«

Stumm stand ich vor ihm. Ich hatte keine Antwort auf diese Frage, obwohl ich wußte, was von mir erwartet wurde.

»Sie gehört mir« war alles, was ich herausbrachte. Ich drückte die Puppe so fest gegen meine Brust, daß ihre starren Wimpern sich durch meinen Schlafanzug bohrten.

»Gut«, sagte er ruhiger, in niedergeschlagenem Ton. »Gut. Sie gehört dir.« Und damit ging er hinaus.

Ich hörte ihn die Treppe hinabsteigen und seine Jacke unten aus dem Garderobenschrank holen. Meine Mutter blieb stumm in der Küche sitzen. Ich hörte, wie er die Haustür schloß mit einer Vorsicht und Entschlossenheit, die auf Endgültigkeit hindeutete.

Am nächsten Morgen jedoch kehrte er zurück. Er hatte auf der Couch im Büro des Kinos geschlafen. Nach einer Zeit voll peinlicher Verlegenheit nahmen wir unser normales Familienleben wieder auf und fanden zu unserer Fröhlichkeit zurück. Mein Vater und meine Mutter bastelten sich eine herzliche Beziehung voller Scherze zurecht, in der es weder Küsse noch Kämpfe gab. Sie lebten zusammen mit der lockeren, keuschen Vertrautheit von Geschwistern. Er stellte mir keine unbeantwortbaren Fragen mehr, obwohl diese eine Frage in meinem Hinterkopf wie eine fehlerhafte elektrische Verbindung knisterte und Funken schlug. Meine Mutter errang eine gewisse Berühmtheit wegen ihrer Kochkünste. 1968 wurde unsere Familie für die Sonntagsbeilage der *Cleveland Post* fotografiert:

Meine Mutter schnitt eine Terrine mit Shrimps an, während mein Vater und ich zuschauten, stolz, erwartungsvoll und perfekt gekleidet.

Bobby

Wir lebten damals in Cleveland, mittendrin. Es waren die sechziger Jahre – unsere Radios plärrten den ganzen Tag von Liebe. Das ist natürlich Geschichte. Es geschah, bevor die Stadt Cleveland Pleite machte, bevor ihr Fluß Feuer fing. Wir waren zu viert. Meine Mutter und mein Vater, Carlton und ich. Carlton wurde in dem Jahr sechzehn, in dem ich neun wurde. Zwischen uns lagen mehrere Brüder und Schwestern, schwache Flämmchen, die im Bauch unserer Mutter erloschen waren. Wir sind keine fruchtbare, weitverzweigte Familie. Unser Familienname lautet Morrow.

Unser Vater war Musiklehrer an der High-School. Unsere Mutter unterrichtete »außergewöhnliche« Kinder, was bedeutete, daß einige den Tag nennen konnten, auf den Weihnachten im Jahre 2000 fallen würde, aber stets vergaßen, ihre Hosen herunterzuziehen, wenn sie pinkeln mußten. Wir wohnten in einer Gegend namens Woodlawn – ordentliche Häuser, ein- und zweistöckig, in optimistischen Farben getüncht. Sie grenzte an einen Friedhof. An unseren Hinterhof schloß sich ein mit dichtem Gebüsch bewachsener Abwasserkanal an; jenseits davon lag ein Feld mit glatten, polierten Steinen. Ich wuchs neben diesem Friedhof auf. Es störte mich nicht. Der Friedhof war manchmal wunderschön. Ein einzelner Steinengel mit kleinen Brüsten und entschlossenem Gesichtsausdruck erhob sich zwischen den eher konservativeren Grabsteinen in der Nähe unseres Hauses. Ein Stück weiter entfernt

in einem reicheren Abschnitt legten Moscheen und Tempel ein lautloses Bekenntnis für die bleibenden Werke der Menschen ab. Carlton und ich spielten als Kinder auf dem Friedhof; als wir ein bißchen älter waren, rauchten wir dort Joints und tranken dazu Southern Comfort. Ich war, dank Carlton, der kriminell am weitesten fortgeschrittene Neunjährige in meiner vierten Klasse. Ich stand im Begriff, Karriere zu machen. Ich tat nichts ohne seinen Rat.

Hier haben wir Carlton, einige Monate vor seinem Tod, in einer Stunde, in der es so heftig schneit, daß Erde und Himmel ein identisches Weiß zeigen. Er stapft schwerfällig zwischen den Grabsteinen dahin, und ich folge keuchend dem roten Licht seiner Strickmütze, während der Schnee meine Wangen peitscht. Carltons Haar ist zu einem ordentlichen, praktischen Pferdeschwanz zurückgebunden, ein perfekter Tannenzapfen aus Haaren. Auf seine Art geht er haushälterisch mit den Dingen um.

Mit dem Frühstückssaft zusammen haben wir einen Schuß Acid genommen. Das heißt, Carlton hat einen genommen, und mir hat er angesichts meiner Jugend nur eine halbe Ladung zugestanden. Dieses Acid nennt sich »Fensterscheibe«. Es ist für die Klarheit des Blickes und für Visionen gedacht, so wie Vicks für Verstopfungen der Nase. Unsere Eltern sind auf der Arbeit, um die täglichen Brötchen zu verdienen. Wir sind hinaus in die Kälte, damit das Haus uns, wenn wir es wieder betreten, mit seiner Wärme und seiner Selbstgerechtigkeit einen Schock verpaßt. Carlton glaubt an Schocks.

»Ich glaub', ich geh' auf den Trip!« rufe ich. Carlton hat seine Wildlederjacke an, die so abgetragen ist, daß sie glänzt. Auf dem Rücken quer über die Schulterblätter hat seine Freundin ein glänzendblaues Auge eingestickt. Im Laufen spreche ich zu dem Auge. »Ich glaub', ich spür' was«, sage ich.

»Zu früh!« ruft Carlton zurück. »Bleib locker, Frisco. Du merkst schon, wenn es soweit ist.«

Ich bin aufgeregt und entsetzt. Jetzt sind wir bei den harten

Sachen angelangt. Carlton hat schon ein halbes dutzendmal Acid genommen, aber für mich ist es neu. Wir haben die Streifen beim Frühstück in den Mund geschoben, während unsere Mutter sich um den Speck kümmerte. Carlton liebt Risiken.

Der Schnee sammelt sich auf den gravierten Buchstaben der Grabsteine. Ich stemme mich gegen den Wind und versuche zu entscheiden, ob mir alles um mich herum wegen der Droge so seltsam erscheint oder weil es tatsächlich seltsam ist. Vor drei Wochen hat eine Familie auf der anderen Seite der Stadt zu Hause gegessen und Fernsehen geschaut, als ein einmotoriges Flugzeug auf sie stürzte. Schnee wirbelt um uns herum; es sieht so aus, als würde er sowohl fallen als auch steigen.

Carlton geht voran zu unserem Platz, dem von Säulen umgebenen Eingang eines Grabes der oberen Zehntausend. Diese Grabstätte ist ein Palast. Steinengel drängen sich auf dem Spitzdach, mit verkümmerten, erstarrten Flügeln und Matronengesichtern. Unter dem Dach befindet sich eine Veranda, von der aus schmiedeeiserne Türen zum Haus der Toten führen. Im Sommer ist es auf dieser Veranda kühl. Im Winter hält sie den Wind ab. Wir haben hier eine Flasche Southern Comfort versteckt.

Carlton stößt die Flasche auf, dreht den Schraubverschluß los und nimmt einen kräftigen Schluck. Er ist mit Schnee bedeckt. Er reicht mir die Flasche, und ich nehme einen etwas gemäßigeren Schluck. Selbst im Winter riecht die Grabstätte moosig wie ein Brunnen. Abgestorbene Blätter und eine M & M-Papierhülle werden vom Wind über den Marmorboden gewirbelt.

»Hast du Angst?« fragt mich Carlton.

Ich nicke. Mir kommt es nie in den Sinn, ihn anzulügen.

»Brauchst du nicht, Mann«, sagt er. »Angst versaut dich bloß. Drogen können dir nichts anhaben, wenn du keine Angst hast.«

Ich nicke. Wir stehen im Windschatten und lassen die Fla-

sche kreisen. Ich lehne mich an Carltons Selbstsicherheit, als würde sie Wärme spenden.

»In Woodstock können wir immer Acid nehmen«, sage ich.
»Genau. Woodstock Nation. Yow.«

»Leben dort wirklich Menschen?« frage ich.

»Mann, hör endlich auf, diese Frage zu stellen. Das Konzert ist vorbei, aber es sind immer noch Leute dort. Es ist eine neue Nation. Hab Vertrauen.«

Befriedigt nicke ich noch einmal. Da gibt es ein anderes Land, in dem wir leben können. Jetzt schon bin ich ein neuer Mensch, mit dem neuen Namen Frisco. Mein alter Name lautete Robert.

»Wir werden dauernd Acid nehmen«, sage ich.

»Das kannst du glauben.« Carltons Gesicht, von Schnee und Marmor umgeben, glüht. Seine Augen strahlen so hell wie Neonröhren. Ein Licht in ihnen verrät mir, daß er die Zukunft sehen kann, einen Geist, der über dem Kopf eines jeden Menschen schwebt. In Carltons Zukunft werden wir alle von Arbeit und Schule befreit sein. Was auf uns – bald schon – wartet, ist eine klare, perfekte Einfachheit. Ein Leben unter den Bäumen am Fluß.

»Wie fühlst du dich, Mann?« fragt er mich.

»Großartig«, sage ich, und das ist die schlichte Wahrheit. Tauben steigen von einem kahlen Baum auf und wenden im gleichen Augenblick, wandeln sich dabei in dem von Schnee durchsetzten Licht von blankem Stahl zu reinem Silber. In diesem Moment weiß ich, daß die Droge wirkt. Alles vor mir ist urplötzlich zu seinem strahlenden Selbst geworden. Wie hatte Carlton wissen können, daß dies passieren würde?
»Oh«, flüstere ich. Seine Hand legt sich auf meine Schulter.

»Bleib locker, Frisco«, sagt er. »Es gibt nichts in dieser schönen Welt, vor dem du Angst haben müßtest. Ich bin bei dir.«

Ich habe keine Angst. Ich bin erstaunt. Bis zu diesem Moment ist mir nicht bewußt gewesen, wie wirklich alles ist. Ein Zweig liegt zu meinen Füßen auf dem Marmor, mit einer Trau-

be harter, brauner Beeren dran. Das abgebrochene Ende ist roh, weiß, fleischig. Bäume sind lebendig.

»Ich bin bei dir«, sagt Carlton noch einmal. Und das ist er auch.

Stunden später liegen wir ganz gewöhnlich auf dem Sofa vor dem Fernseher. Unsere Mutter kümmert sich in der Küche um das Abendessen. Ein Deckel klappert auf dem Topf. Wir sind Undercover-Agenten. Ich bemühe mich, mein Erstaunen zu verbergen.

Unser Vater baut mit Hilfe eines Werkzeugkastens eine Standuhr. Er möchte uns etwas hinterlassen, etwas, was über die Generationen hinweg weitergereicht wird. Wir hören ihn unten im Keller sägen und hämmern. Ich weiß, was da unten auf seinen Sägeböcken liegt – eine lange, rohe Holzkiste, auf die er phantastische Formen klebt. Während er arbeitet, rinnt ein einzelner Schweißtropfen über seine Stirn. Heute abend habe ich meine Fähigkeit entdeckt, jeden Raum des Hauses gleichzeitig zu sehen, zu wissen, was in jedem Zimmer geschieht. Eine Maus nagt hinter der Wand. Elektrische Leitungen ringeln sich hinter dem Putz, verborgen und geduldig wie Schlangen.

»Psst«, sage ich zu Carlton, der kein Wort von sich gegeben hat. Durch seine gespreizten Finger hindurch schaut er Fernsehen. Revolverschüsse dröhnen. Kugeln lassen Staubwolken aus einer Mauer aufsteigen. Ich habe keine Ahnung, was wir da anschauen.

»Jungs?« ruft unsere Mutter aus der Küche. Mit meinen neuen Ohren kann ich hören, wie sie Hamburger zurechtklopft. »Deckt den Tisch, wie es sich für brave Jungs gehört.«

»Okay, Ma«, antwortet Carlton in einer umwerfenden Imitation der Normalität. Unser Vater hämmert im Keller. Ich höre Carltons Herz klopfen. Er tätschelt meine Hand, um mir zu versichern, daß alles bestens ist.

Wir decken den Tisch. Löffel-Gabel-Messer, daneben die

Papierserviette zu einem Dreieck gefaltet. Wir beherrschen das im Schlaf. Als wir fertig sind, halte ich inne und betrachte die Tapete im Speisezimmer: eine goldene Farm mit Bergen im Hintergrund. Kühe grasen. Herbstbäume werfen einen goldenen Schatten. Diese Szenerie wiederholt sich dreimal, auf drei verschiedenen Wänden.

»Zapp«, flüstert Carlton. »Zzzzzoom.«

»Haben wir es richtig gemacht?« frage ich ihn.

»Wir haben alles perfekt gemacht, mein Kleiner. Wie geht's dir überhaupt da drinnen?« Er klopf leicht gegen meinen Kopf.

»Perfekt, vermute ich.« Ich starre die Tapete an, als wollte ich mich jeden Moment in die Szenerie hinein begeben.

»Du vermutest. Du vermutest? Du und ich, wir gehen auf andere Planeten, Mann. Komm rüber.«

»Wohin?«

»Hier. Komm her.« Er führt mich zum Fenster. Draußen unter den Straßenlaternen jagt der Schnee dahin, nervös und silbern. Häuser im Ranchstil horten ihre Wärme, werfen ihr Licht auf den immer mehr werdenden Schnee. Es ist eine Straße in Cleveland. Es ist unsere Straße.

»Du und ich werden fliegen, Mann«, flüstert Carlton dicht neben meinem Ohr. Er öffnet das Fenster. Schnee bläst herein, legt sich auf den Teppich. »Flieg!« sagt er, und wir tun es. Einen Augenblick lang kämpfen wir uns hoch und hinaus, der schwarze Nachtwind peitscht unsere Gesichter – wir steigen ein paar Millimeter von dem kakaofarbenen, tiefen Wolle-Polyester-Teppich auf. Der Himmel auf Erden. Das Geheimnis des Fliegens ist ganz einfach – du mußt es sofort tun, bevor dein Körper merkt, daß es gegen die Naturgesetze verstößt. Das kann ich bis zum heutigen Tag beschwören.

Wir wissen beide, daß wir uns vorübergehend von der Erde entfernt haben. Keinem von uns erscheint das sonderlich bemerkenswert, genausowenig wie die Tatsache, daß gelegentlich Flugzeuge abstürzen oder daß wir schon immer in diesen

Räumen gelebt haben und sie nun bald verlassen werden. Wir lassen uns wieder zurücksinken. Carlton berührt meine Schulter.

»Warte nur, Frisco«, sagt er. »Wunder geschehen. Verdammte Wunder.«

Ich nicke. Er zieht das Fenster runter, das sich mit einem schmatzenden Laut schließt. Unsere eigenen Gesichter starren uns aus dem kalten, dunklen Glas an. Hinter uns wirft unsere Mutter die Hamburger in die zischende Pfanne. Unser Vater beugt sich unter einer abgeschirmten Glühlampe über sein Werk, bearbeitet die lange Kiste, die er mit einem Uhrwerk, einem Pendel und einem Zifferblatt versehen will. Ein Flugzeug dröhnt hoch über unseren Köpfen vorüber, unsichtbar hinter Wolken verborgen. Ich werfe Carlton einen nervösen Blick zu. Er lächelt mir beruhigend zu und drückt mit einer Hand meinen Nacken.

März. Nach dem Tauwetter schlendere ich über den Friedhof und denke über mein ewiges Leben nach. Eine der schönen Seiten des Lebens in Cleveland besteht darin, daß man, egal, in welche Richtung man sich bewegt, das Gefühl hat, Fortschritte zu machen. Ich habe mir die Landkarte eingeprägt. Meinen Berechnungen nach sind wir dreihundertfünfzig Meilen von Woodstock entfernt. An diesem brandneuen Tag marschiere ich gen Osten, zu der Stelle, wo Carlton und ich unsere Flasche versteckt haben. Ich werde mir einen Morgentrunnk gönnen, um meine strahlende Zukunft zu begießen.

Als ich an unserer Stelle ankomme, höre ich ein leises Stöhnen hinter dem Grab. Ich erstarre, wäge meine Möglichkeiten ab. Das Geräusch klingt wie eine langgezogene Agonie mit einer Peitsche am Ende, einem abschließenden hohen C, so etwas wie »ooooooooO«. Ein Wolfsheulen, nur verkehrt herum. Was mich bewegt, der Sache auf den Grund zu gehen, anstatt zu flüchten, ist die Notwendigkeit, eine Story zu erleben. In den Geschichten, die mein Bruder am liebsten mag, tun die

Leute immer das Verrückte, Riskante. Ich habe festgestellt, daß ich so Entscheidungen treffen kann: indem ich mir vorstelle, ich sei eine Figur in einer von Carlton erzählten Geschichte.

Ich krieche um die Seite des Monuments, so vorsichtig wie ein Dachs, eng an den Marmor gepreßt. Ich spähe über die mädchenhafte Schulter des Engels. Vor mir sehe ich Carlton und seine Freundin, die sich – ein Gewirr aus Kleidern und nacktem Fleisch – auf dem Boden wälzen. Carltons Jacke mit dem gestickten Auge hängt über dem Grabstein und hält Wache.

Ich ducke mich hinter der Statue zusammen. Ich kann die nackten Arme des Mädchens und die vertrauten Knochen von Carltons Rückgrat sehen. Die beiden stöhnen gemeinsam in dem trockenen Wintergras. Ich kann zwar nicht den Gesichtsausdruck des Mädchens erkennen, sehe jedoch deutlich Carltons verzerrtes, zuckendes Gesicht. Die Stränge an seinem Hals sind straff gespannt. Ich hätte nie gedacht, daß dieses Erlebnis schmerzhaft sein könnte. Ich beobachte, versuche, zu lernen und zu verstehen. Ich klammere mich an die kalten Flügel des Engels.

Es dauert nicht lange, bis Carlton mich entdeckt. Seine Augen rollen kurz und ekstatisch gen Himmel, und worauf fällt dabei sein Blick? Auf den kleinen Kopf seines Bruders, der neben dem Engelskopf aufragt. Unsere Blicke begegnen sich, halten sich einen Moment lang in einem gemeinsamen Entschluß fest. Das Mädchen umklammert weiterhin Carltons mageren Rücken. Er entschließt sich, mir zuzulächeln. Er entschließt sich zu einem Augenzwinkern.

Ich renne so schnell los, daß ich fast den Rasen aufreiße. Ich schlüpfte zwischen den Grabsteinen hindurch, springe über den Graben und klettere über den Zaun, flüchte mich in die Geborgenheit des Hinterhofes mit seinem Picknicktisch. Mein Herz schlägt so schnell wie das eines Spatzen.

Ich gehe in die Küche, in der meine Mutter Obst wäscht. Sie

erkundigt sich, was los sei. Ich sage, nichts sei los. Überhaupt nichts.

Sie seufzt über die Unvollkommenheit eines Apfels. Auf den Vorhängen prangen blaue Teekessel. Unsere Mutter bearbeitet die Äpfel mit einer Bürste. Sie glaubt daran, daß die Äpfel einen giftigen Überzug haben.

»Wo steckt Carlton?« fragt sie.

»Weiß nicht«, sage ich.

»Bobby?«

»Hä?«

»Was genau geht hier vor?«

»Nichts«, sage ich. Mein Herz rast nun wie bei einem Koli-bri, mehr ein Summen als ein Schlagen.

»Ich glaube doch. Willst du mir eine Frage beantworten?«

»Okay.«

»Nimmt dein Bruder Drogen?«

Ich entspanne mich ein bißchen. Es geht nur um Drogen. Ich weiß, warum sie fragt. In letzter Zeit umkurven Streifenwagen unser Haus wie Haifische. Sie halten, beobachten, gleiten weiter. Eine Razzia in der Nachbarschaft. Carlton ist in dieser Gegend bekannt und berüchtigt.

»Nein«, sage ich ihr.

Sie sieht mich an, die Bürste in der einen Hand, einen Apfel in der anderen. »Du würdest mich nicht anlügen, oder?« Sie weiß, daß irgendwas im Busch ist. Ihre Nerven laufen durch dieses Haus. Sie spürt, wie sich Staub auf den Tischplatten niederläßt, wie die Milch im Eisschrank sauer zu werden beginnt.

»Nein«, sage ich.

»Irgendwas geht hier vor«, seufzt sie. Sie ist eine kleine, tüchtige Frau, die die Dinge betrachtet, als würden sie ein schmerzhaftes Licht reflektieren. Sie ist auf einer Farm in Wisconsin aufgewachsen und hat ihre Jugend damit zugebracht, Bohnen anzubauen und sich über Sonne und Regen zu sorgen. Sie versucht, es sich immer noch abzugewöhnen, von allen Dingen so wenig wie möglich zu erwarten.

Ich verlasse die Küche und tue so, als würde ich mich plötzlich für die Katze interessieren. Unsere Mutter folgt mir, die Bürste immer noch in der Hand. Sie will die Wahrheit aus mir herauschrubben. Ich folge dem aufgerichteten schwarzen Schwanz und dem rosafarbenen Anus der Katze.

»Lauf nicht weg, wenn ich mit dir rede«, sagt unsere Mutter.

Ich gehe weiter, neugierig, wie weit ich komme, und rufe dabei: »Busbusuuus!« In der vorderen Diele schlägt die von unserem Vater gebaute Uhr die halbe Stunde. Ich steuere auf die Uhr zu. Ich komme bis zu dem Gummibaum, bevor sie mich am Kragen hat.

»Ich hab' dir gesagt, du sollst nicht weglaufen«, sagt sie und zieht mir eine mit der Bürste über. Sie trifft mich am Ohr, in dem es sofort zu summen beginnt. Die Katze verschwindet wie der Blitz.

Ich bleibe stehen, um ihr so zu verstehen zu geben, daß ich verstanden habe. Dann gehe ich weiter. Sie trifft mich wieder, diesmal am Hinterkopf, hart genug, daß ich Sterne sehe. »Wirst du stehenbleiben?« schreit sie. Ich gehe trotzdem weiter. Unser Haus verläuft von West nach Ost. Mit jedem Schritt komme ich Yasgurs Farm näher.

Carlton kommt pfeifend heim. Unsere Mutter behandelt ihn wie einen verspäteten Gast. Er kümmert sich nicht darum. Er schwelgt in Optimismus. Er tätschelt ihre Wange und sagt »Professor« zu ihr. Er behandelt sie, als wäre sie harmlos. Das ist sie auch.

Carlton schlägt sie nie. Sie leidet unter ihm, wie Bauernmädchen unter einer diebischen Krähe leiden, mit einem so alten, endlosen Groll, daß es fast schon an Ergebenheit grenzt. Sie gibt ihm einen geschrubbten Apfel und erklärt ihm, was sie mit ihm anstellen wird, wenn er Dreck auf den Teppich schleppt.

Ich warte in unserem Zimmer. Er bringt den Geruch des Friedhofs mit, den Geruch nach altem Schnee und feuch-

ten Kiefernadeln. Er verdreht die Augen und beißt in den Apfel.

»Was ist los, Frisco?« erkundigt er sich.

Ich habe mich quer übers Bett gelegt und versuche, eine Melodie von Bob Dylan aus meiner Harmonika herauszuholen. Ich war schon immer der Meinung, daß ich mich bis an die Grenze zur Weisheit durchbluffen kann. Ich lasse Carlton ein würdevolles Nicken zukommen.

Er wirft sich auf sein Bett. An der schwarzen Gummisohle seines Stiefels kann ich einen zertretenen Krokus sehen, den ersten in diesem Jahr.

»Nun, Frisco«, sagt er, »heute bist du ein Mann geworden.« Wieder nicke ich. Braucht es dazu nicht mehr?

»Oh«, sagt Carlton. Er lacht, zufrieden mit sich und der Welt. »Das war perfekt.«

Ich versuche mich an »Blowin' in the Wind«.

Carlton sagt: »Mann, als ich dich da draußen sah, wie du hinter uns herspioniertest, da dachte ich: ja. Jetzt bin *ich* wirklich hier. Verstehst du, was ich meine?« Er wedelt mit seinem abgenagten Apfel.

»Mhm«, sage ich.

»Frisco, das war das erstmal, daß sie und ich es getan haben. Ich meine, wir haben geredet. Aber als es schließlich soweit war, da warst du da. Mein Bruder. Als ob du es gewußt hättest.«

Ich nicke, und diesmal meine ich es ernst. Was geschehen ist, war unser gemeinsames Abenteuer. In Ordnung. Die Story bekommt einen Sinn.

»Ah, Frisco«, sagt Carlton. »Ich werde dir auch ein Mädchen suchen. Du bist neun. Du bist lange genug jungfräulich gewesen.«

»Wirklich?« sage ich.

»Mann! Wir suchen dir eine Frau aus der sechsten Klasse, jemand mit etwas Erfahrung. Wir turnen uns an und machen es dann alle unter den Bäumen auf dem Friedhof. Ich will bei

deiner Entjungferung dabei sein, Mann. Du wirst da einen Bruder nötig haben.«

Ich will mich gerade so beiläufig wie möglich nach dem Zusammenhang von Liebe und körperlichem Schmerz erkundigen, als die Stimme unserer Mutter ins Zimmer dringt. »Du hast es getan«, kreischt sie. »Du hast überall Dreck auf den Teppich geschleppt.«

Es folgt ein Familienkrach. Unsere Mutter holt unseren Vater, der zusammen mit ihr im Türrahmen steht und die Beweise mustert. Er war einmal ein gutaussehender Mann. Sein Gesicht ist von zuviel Geduld abgenutzt. In letzter Zeit hat er sich ein paar modische Nuancen zugelegt – einen Spitzbart, ein Paar Kalblederstiefel.

Unsere Mutter deutet auf die Spur schlammiger Halbmonde, die von der Tür zu Carltons Bett führen. Die Übeltäter selbst, völlig verdreht, baumeln über den unteren Rand des Bettes; Carltons kriminelle Füße stecken noch darin.

»Siehst du?« sagt sie. »Siehst du, wie er mich behandelt?«

Unser Vater, ein vernünftiger Mann, schlägt vor, daß Carlton den Dreck wegputzt. Unsere Mutter findet, daß dies eine zu geringe Entschuldigungsgeste darstelle. Abgesehen davon will sie gar nicht, daß Carlton saubermacht. »Ich verlange nicht viel«, sagt sie. »Ich frage nicht, wohin er geht. Ich frage nicht, wieso sich die Polizei plötzlich so für unser Haus interessiert. Ich sage lediglich, er möchte nicht den ganzen Dreck reinschleppen. Das ist alles.« Sie blinzelt im Feuerschein ihres eigenen Wutanfalls.

»Mach besser gleich sauber«, sagt unser Vater zu Carlton.

»Und damit hat sich's?« sagt unsere Mutter. »Er macht den Dreck weg, und alles ist vergessen und vergeben?«

»Nun, was soll er deiner Meinung nach tun? Es auflecken?«
»Ich wünsche mir ein bißchen Rücksicht«, sagt sie, sich hilflos an mich wendend. »Das ist alles, was ich mir wünsche.«

Ich zucke wortlos mit den Schultern. Ich sympathisiere mit meiner Mutter, aber ich spiele nicht in ihrer Mannschaft.

»In Ordnung«, sagt sie. »Ich werde mich einfach nicht mehr darum kümmern, das Haus sauberzuhalten. Das könnt ihr Männer besorgen. Ich setze mich hin und schaue Fernsehen, reiße die Bonbonpackungen auf und schmeiße das Papier auf den Boden.«

Sie rauscht hinaus, durchschneidet die Luft wie ein Messer. Auf dem Weg hinaus packt sie ein Glas mit Bleistiften, schaut es an und wirft die Bleistifte zu Boden. Sie fallen wie Mikadostäbchen, paarweise und überkreuz.

Unser Vater eilt hinter ihr her, ihren Namen rufend. Sie heißt Isabel. Wir hören, wie sie das Haus durchquert. Unser Vater ruft: »Isabel, Isabel, Isabel!«, während unsere Mutter, zufrieden mit der Art und Weise, wie die Bleistifte ausgesehen haben, weitere Sachen zu Boden wirft.

»Hoffentlich macht sie nicht den Fernsehapparat kaputt«, sage ich.

»Sie wird das tun, was sie tun muß«, erklärt mir Carlton.

»Ich hasse sie«, sage ich, obwohl ich mir dessen keineswegs sicher bin. Ich will hören, wie es klingt, um zu sehen, ob es stimmt.

»Sie hat mehr Mumm als jeder von uns, Frisco«, sagt er. »Paß besser auf, was du sagst.«

Ich sage nichts mehr. Kurz darauf stehe ich auf und beginne, die Bleistifte einzusammeln. Carlton holt sich einen Schwamm und macht sich über den Dreck her.

»Wenn du auf den Teppich scheißt, mußt du es wieder saubermachen«, sagt er. »Ganz einfach.«

Der Zeitpunkt für all meine Fragen über Liebe ist vorbei, und ich bin nicht so dumm, ein solches Gespräch zu erzwingen. Ich weiß, daß sich schon wieder eine Gelegenheit bieten wird. Ich stelle einen ordentlichen Strauß aus Bleistiften zusammen. Unsere Mutter tobt durch das Haus.

Später liege ich, nachdem sie genug geworfen und wir drei alles wieder aufgesammelt haben, auf meinem Bett und denke nach. Carlton hängt am Telefon und unterhält sich leise mit

seiner Freundin. Unsere Mutter, beruhigt, aber immer noch gefährlich, bereitet das Abendessen. Sie singt beim Kochen, ein paar langsame Sachen aus den vierziger Jahren, die wohl groß in Mode waren, als das Flugzeug ihres ersten Mannes über dem Pazifik abstürzte. Unser Vater spielt im Keller Klarinette. Dort übt er zwischen den Werkzeugen für seine Holzarbeiten, den ordentlich aufgehängten Hämmern und Ahlen, die übergroße Schatten im Licht der einzigen Glühbirne werfen. Wenn ich das Ohr auf den Fußboden lege, kann ich hören, wie er dem Instrument ein langes, leises Katzengejaul entlockt. Es liegt ein seltsamer Trost darin, das Ohr gegen den Teppich zu pressen und zu hören, wie die Musik unseres Vaters durch die Fußbodenbretter dringt. Ich lege mich hin, das Ohr am Boden, und stimme mit meiner Harmonika ein.

Im Frühjahr geben unsere Eltern eine Party, um die Rückkehr der Sonne zu feiern. Es war ein langer, bitterkalter Winter, und nun spitzen die ersten wilden Gänseblümchen aus dem Rasen zwischen den Gräbern.

Bei den Partys unserer Eltern geht es recht gesittet zu. Ihre Freunde, sämtlich Lehrer, bringen Weinkrüge und Gitarren mit. Sie sind die Avantgarde von Ohio. Obwohl sie alle feste Stellen haben und ihre Hypotheken bezahlen, halten sie sich für unabhängige Geister, die hinter den feindlichen Linien operieren. Sie sind übereingekommen, die Rolle von Lehrern zu spielen, bis sie ihren ersten Roman geschrieben, ihre Doktorarbeit beendet oder einfach nur genügend Geld gespart haben, um wirklich frei zu sein.

Carlton und ich sind die Lakaien. Wir nehmen Mäntel ab und holen Drinks. Wir haben das von klein auf bei jeder Party getan, haben unsere Frühreife ausgespielt und uns brüderlich unterstützt. Wir kennen das auswendig. Eine große, lippenstiftbeschierte Frau, die ihre Jungfräulichkeit dem Mathematikunterricht in der neunten Klasse geweiht hat, nennt mich Mr. Right. Ein stellvertretender Schuldirektor mit einer russi-



Michael Cunningham

Ein Zuhause am Ende der Welt

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-16236-8

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2014

Jonathan und Bobby sind Freunde seit ihrer Kindheit. In New York begegnen sie der exzentrischen Clare, die sich zu beiden Männern hingezogen fühlt. Als sie ein Kind von Bobby erwartet, ziehen die drei gemeinsam aufs Land, in ein altes Farmhaus ganz in der Nähe des legendären Woodstock. Hier wollen sie ein neues Leben beginnen ...

Die bewegende Geschichte dreier Menschen auf der Suche nach dem Glück abseits ausgetretener Pfade.